

Zeitschrift: Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA
Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heimwesen
Band: 54 (1983)
Heft: 4

Artikel: Aus der Sicht eines Heimpsychologen : zur Situation heimaustretender Jugendlicher
Autor: Müller, Heinz Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-811909>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zur Situation heimaustretender Jugendlicher

Von Heinz Peter Müller, Zürich

Einleitung

Die Stadt Zürich verfügt über Heime mit interner Schule, welche die Kinder spätestens beim Abschluss ihrer Schulzeit verlassen müssen. Aus diesen sogenannten Schulheimen finden jedes Frühjahr, nach Abschluss des Schuljahres, gleichzeitig mehrere Austritte von Schülern und Jugendlichen statt. Sowohl das Heimpersonal als auch die Kinder beschäftigen sich schon lange Zeit vor dem Austrittsdatum mit den Fragen, wo der Austretende nach dem meist mehrjährigen Heimaufenthalt unterkommen kann, welche weitere Schulen er besuchen oder welchen Beruf er erlernen soll, wo eine passende Lehrstelle gefunden werden kann usw.

Für Jugendliche, die zu diesem Zeitpunkt ihre Schulzeit beendet haben, bedeutet der Heimaustritt in den meisten Fällen zugleich Eintritt ins Berufsleben. Sie sind zudem, aufgrund ihrer besonderen, entwicklungsbedingten Situation, mit zusätzlichen, persönlichen Problemen belastet. In diesem Artikel werde ich im ersten Teil auf die Schwierigkeiten dieser Gruppe von Austretenden genauer eingehen und versuchen, einige Zusammenhänge sowohl aus theoretischer als auch aus praktischer Sicht darzustellen. Ich bin mir bewusst, dass Heimleiter, Erzieher,

Heimlehrer und Sozialarbeiter sich im allgemeinen sehr darum bemühen, der Situation ihrer Klienten gerecht zu werden, soweit es ihnen möglich ist. Ich habe erlebt, dass sie dabei oft nicht zurückschrecken, sich zur Erreichung dieser Ziele Belastungen auszusetzen, die bis an die Grenzen ihrer Möglichkeiten reichen. Sie haben eine äußerst anspruchsvolle und schwierige Arbeit übernommen. Es liegt mir fern, mit meinen Ausführungen ihre Arbeit zu entwerten oder ihren Einsatz und ihr Bemühen in Frage zu stellen. Im gemeinsamen Bestreben um Verbesserungen für die Kinder und Jugendlichen, die wir in unseren Heimen antreffen, scheint es mir aber sinnvoll zu sein, auf einige Problemberiche im Zusammenhang mit Heimeintritt, Heimaufenthalt und Heimaustritt wieder einmal ausführlicher einzugehen und einige Konsequenzen in Erinnerung zu rufen.

Im zweiten Teil werde ich die Erfahrungen mit Gruppen solcher heimentlassener Jugendlicher schildern, deren erste anfangs 1980 von zwei Heimpsychologen des Sozialamtes der Stadt Zürich realisiert worden war. Für diese Gruppe hatten wir das weitumschriebene Ziel, Jugendlichen, die aus Heimen austreten, ins Berufsleben eintreten und in der Stadt Zürich wohnen, eine Begleitung anzubieten, die ihnen ermöglichen soll, sich in ihrer neuen Situation besser zurechtzufinden.

Theoretische Überlegungen zur Problematik von Jugendlichen, die aus Heimen austreten

1. Unterkunftsmöglichkeiten nach dem Heimaustritt

Den weiteren Ausführungen möchte ich einen Überblick voranstellen über denkbare Wohnformen für Jugendliche nach der Entlassung aus dem Schulheim und dazu Überlegungen anschliessen zur Frage, welche dieser Wohnformen aufgrund der aktuellen Situation überhaupt in Frage kommen.

Ich erinnere Sie an die reale Situation unserer Zielgruppe: Es sind Jugendliche zwischen 16 und 18 Jahren, die mehrheitlich die Realschule (Kanton Zürich), oft in Kleinklassen mit Normalschulprogramm (Sonder D), abgeschlossen haben. Sie sind meist für einige Jahre in einem oder mehreren Heimen gewesen und in diesem Heim im Verlauf der letzten Jahre zu den Ältesten auf den Gruppen herangewachsen. Mit dem Heimaustritt beginnt ihr Berufsleben, wobei es im Verlauf des letzten Jahres im Heim für

die Heimleitung und das Heimpersonal (inkl. Lehrer) ein wichtiges Anliegen war, für sie eine geeignete Lehrstelle zu finden, was dank den intensiven Bemühungen auch in den meisten Fällen gelang.

Theoretisch stehen den Austretenden nun folgende Wohnmöglichkeiten zur Verfügung:

a) Übertritt in ein Lehrlingsheim

Hier muss die Wahl getroffen werden aus dem Angebot von Heimen mit unterschiedlichen Konzepten, je nach der persönlichen Situation des Jugendlichen. Das Spektrum reicht von Jugendheimen mit interner Lehre und intensiver Betreuung bis hin zu Lehrlingswohnheimen, in denen sich die Jugendlichen weitgehend selber überlassen sind. Nahezu alle diese Heime sind getrenntgeschlechtlich konzipiert. Neben der einen Frage, welches Heim am geeignetsten für

den Austretenden oder die Austretende sei, ist die andere ebenso wesentlich, ob das entsprechende Heim überhaupt über feste Plätze verfügt und bereit ist, diesen speziellen Jugendlichen (1) aufzunehmen.

Vor dem Eintritt ins Heim finden meistens Besuchstage statt, um sowohl dem Kandidaten als auch dem Heim zu ermöglichen, das Zusammensein am neuen Ort konkreter zu erfahren und um besser entscheiden zu können, ob er in die gegenwärtige Situation des Heimes und der Gruppe integriert werden könnte.

b) Zurück in die Familie

Ein grosser Teil der Austretenden kehrt zurück ins Elternhaus, respektive zu dem Elternteil (2), dem bei einer allfälligen erfolgten Trennung oder Scheidung das Sorgerecht zugesprochen worden ist, und nimmt von hier aus erstmals eine Arbeitstätigkeit auf (zum Beispiel in Form einer Berufslehre).

Auf die Probleme, die mit dieser Lösung im besonderen verbunden sind, werde ich in den folgenden Ausführungen genauer eingehen.

c) Haushaltlehrjahr für Mädchen

Nur für Mädchen besteht die Möglichkeit, in einer fremden Familie unterzukommen, um das Haushaltlehrjahr zu absolvieren. In vielen Fällen ist das insofern für Jugendliche vorteilhaft, als sie damit ein zusätzliches Jahr gewinnen, um sich mit der Frage nach ihrem zukünftigen Beruf zu beschäftigen.

d) Aussenwohngruppen

Eine Übergangsstation zwischen dem Wohnen im Heim und dem Leben ausserhalb von Heimen können sogenannte «Aussenwohngruppen» sein, wie sie bereits einige Heime aufgebaut haben. Hier wohnen Erzieher zusammen mit Jugendlichen in einer Wohnung, meist in gewisser Distanz und relativer Autonomie vom verantwortlichen Heim. Das Erzieher-Team steht für Gespräche zur Verfügung und bietet seine Hilfe an bei der Bewältigung der alltäglichen Probleme und Pflichten, mit dem Ziel, den einzelnen Jugendlichen zu möglichst grosser Selbständigkeit anzuleiten.

Heute sind erst wenige solcher Wohngruppen eingerichtet; sie stehen oft ausschliesslich Jugendlichen zur Verfügung, die aus dem für diese Gruppe verantwortlichen Heim kommen. Freie Plätze sind selten, so dass meist nur ein Teil der insgesamt Interessierten Aufnahme in einer solchen Institution finden.

e) Wohngruppen und therapeutische Wohngemeinschaften

Sie unterscheiden sich von den Aussenwohngruppen insofern, als es sich bei diesen meistens um selbständige, überblickbare Institutionen handelt, in denen sich die

Betreuungspersonen darum bemühen, ihre Aufgabe in sozialtherapeutischer Weise wahrzunehmen. Viele dieser Institutionen haben sich spezialisiert auf Jugendliche mit besonderen Problemen (zum Beispiel Drogenstüchtige). Auch hier sind die Plätze für 16-, 17jährige Jugendliche aus Heimen rar.

f) Eigenes Zimmer, eigene Wohnung, Wohngemeinschaft

Diese Möglichkeiten fallen aus verschiedenen Gründen kaum in Betracht für unsere Jugendlichen. Neben der finanziellen Situation (die Austretenden haben in der Regel kein Geld, ihr Lehrlingslohn reicht nicht aus, um den gesamten Lebensunterhalt zu bestreiten), dem Alter (meist stehen sie erst kurz vor der Volljährigkeit) und der bekannten Misere auf dem Wohnungsmarkt sind die Austretenden meist auf diese Situation nicht genügend vorbereitet. Der Schritt vom Heim, in dem der Tagesablauf weitgehend geplant, vorbestimmt und organisiert war, in diese weitgehende Freiheit, wäre für die meisten zudem ein zu grosser Schritt. Sie sind von ihrer Persönlichkeitsentwicklung her auch kaum in der Lage, mit dieser Situation umzugehen. Auch darauf werde ich in den folgenden Ausführungen genauer eingehen.

g) Unterkunft bei Verwandten oder Bekannten

Selten nur ergibt sich die Möglichkeit für einen Jugendlichen, bei Verwandten oder Bekannten, zu denen er ein gutes Verhältnis hat, unterzukommen, im Idealfall (der noch seltener ist) sogar in einem Einzelzimmer (zum Beispiel einer Mansarde), das relativ getrennt ist von der betreffenden Familie.

Unsere Gruppe, über die im II. Teil berichtet wird, planten wir für diejenigen Jugendlichen, die unserer Erfahrung nach am meisten Probleme nach dem Heimaustritt haben und denen kaum eine Hilfe zu deren Bewältigung angeboten wird. Unter diese Kategorie fallen diejenigen, die ohne festgelegte, regelmässige Betreuung nach Hause zurückkehren oder in eine Familie eintreten (Möglichkeiten b, f und g).

2. Die Bedeutung der Heimplazierung für das Kind und die Eltern

Die heutigen Konzepte der meisten öffentlichen Schul- und Schülerheime gehen davon aus, dass das ins Heim aufgenommene Kind zur geeigneten Zeit wiederum in seine Familie zurückkehren soll. Inwiefern dieses Konzept für Jugendliche sinnvoll ist, soll in den weiteren Ausführungen erörtert werden. Eine umfassende Darstellung der entwicklungspsychologischen Konzepte, auf die ich mich dabei abstütze, würde den Rahmen dieses Artikels allerdings sprengen; Leser, die an genauerer Grundlagenkenntnis interessiert sind, verweise ich auf die entsprechende Literatur. (Blos, 1973; Stierlin, 1975.)

Zuerst soll die Bedeutung, die eine Heimeinweisung und ein Heimaufenthalt für das betroffene Kind und die Familie hat, kurz dargestellt werden. Für beide, die Eltern und das Kind, ist die Heimeinweisung mit Problemen verbunden, die sie über längere Zeit beschäftigen. Diese Aufsplittung der Familie oder des noch vorhandenen Teils einer Familie führt auf beiden Seiten zur Frage, wer der Schuldige sei. Eine Familie besteht aus Beziehungen,

1 «Der Jugendliche» soll im weiteren als genereller Begriff stehen, der weibliche und männliche Jugendliche miteinschliesst.

2 In diesem Artikel wird einfachheitshalber nicht unterschieden zwischen getrennten und äusserlich intakten Familien. «Familie» und «Eltern» beinhalten im folgenden immer auch die Möglichkeit, dass nur ein Teil der Familie oder nur ein Elternteil zur Verfügung steht.

in die der einzelne in sehr komplizierter Weise verstrickt ist, wobei sich dieses Geflecht noch komplizierter gestaltet, wenn es sich in einer problematischen Situation befindet (zum Beispiel: Schwierigkeiten mit einem Kind). Auf die Frage nach dem Schuldigen in diesem Geflecht, gibt es keine Antwort. Von Seite der Familiendynamik wissen wir, dass es sich bei familiären Krisen in den meisten Fällen auch nicht um die alleinige Schuld eines einzelnen handelt, sondern um einen Prozess, an dem alle beteiligt sind, der sich über längere Zeit entwickelte und schlussendlich zur aktuellen Situation führte (Stierlin 1975 und 1978).

Aus den gut fundierten Erkenntnissen der Entwicklungspsychologen (D. W. Winnicott, M. Mahler, A. Freud) wissen wir andererseits, dass Störungen in der Entwicklung des Kindes in den meisten Fällen auf längere Phasen der Hilflosigkeit der Eltern im Umgang mit ihrem Kind in dessen ersten Lebensjahren zurückzuführen sind. Das gilt sowohl für Kinder, die im psychiatrischen Sinn auffällig werden, für viele der Kinder mit organischen Schäden (zum Beispiel POS-Kinder), die Schwierigkeiten bereiten, als auch für sogenannte «Verwahrlose».

Selbst wenn organische Schäden beim Kind nachzuweisen sind, ist die aktuelle Ausprägung seiner Schwierigkeiten weitgehend abhängig vom Rahmen, in dem es aufgewachsen ist, davon also, wie gut seine Eltern (resp. Pflegepersonen) auf seine Besonderheiten und Bedürfnisse, die sich im Durschschreiten der verschiedenen Entwicklungsstufen ständig verändert haben, eingehen konnten.

Auch das Unvermögen der Familie, auf die Bedürfnisse des heranwachsenden Kindes genügend gut einzugehen, kann in den wenigsten Fällen einer einzelnen Person der Familie (zum Beispiel der Mutter) angelastet werden, sondern es ist wiederum Ausdruck der gesamten inneren Familiensituation, zu der auch der Vater gehört, sowie ihrer sozialen und gesellschaftlichen Situation.

Oft überlagern sich im Verlaufe der Entwicklung eines Kindes verschiedene Formen des elterlichen oder umgebungsmässigen Unvermögens oder Versagens, so dass zum Schluss eine Situation entsteht, in der nur noch ein (oftmals weiteres) Aufbrechen der bisherigen Familienform möglich ist.

Aus dem bisher Gesagten scheint es wohl einzuleuchten, dass eine frühzeitige Beratung der Eltern oder gar Betreuung der Familie durch speziell für solche Probleme ausgebildete Personen aus dem Sozialbereich eine sich lohnende Möglichkeit wäre, die noch rechtzeitig einer drohenden Fehlentwicklung begegnen könnte.

Ist die Familie aber an einem Punkt angelangt, an dem die Einweisung eines Kindes in ein Heim notwendig wird, verdeutlicht das den Eltern besonders klar, dass etwas in ihrer Familie nicht stimmt, denn damit vollzieht sie einen Schritt, der keinesfalls den heute geltenden Normen und Idealen, die an die «Familie» geknüpft sind, entsprechen.

Die meisten Eltern sind unsicher im Umgang mit ihren Kindern, besonders aber solche, bei denen sich die Familie nicht ihren Erwartungen entsprechend entwickelt hat. Sie neigen besonders dazu, oft ganz im Geheimen sich allein die Schuld zuzuschreiben für die ständigen Schwierigkeiten mit dem Kind. Solche Selbstanschuldigungen sind sehr

belastend und stellen das eigene Ideal, ein guter Vater oder eine gute Mutter zu sein, grundsätzlich in Frage. Um sich davon wenigstens teilweise zu entlasten, wird oft nach weiteren Personen oder gewissen Umständen gesucht, die für die auftretenden Schwierigkeiten verantwortlich sein könnten. Wenn man sie sucht, findet man sie auch meist sehr schnell: Der Ehepartner, der Lehrer, die Schule, die zu kleine Wohnung oder das Kind selber. Eine medizinische Diagnose, wie zum Beispiel «POS», dient hier als objektives, wissenschaftliches Angebot einer Erklärung, die viele Eltern zu ihrer Entlastung gerne annehmen (auch wenn dadurch andersartige Selbstvorwürfe ausgelöst werden).

Haben die Eltern nun eine Erklärung für die Schwierigkeiten mit ihrem Kind gefunden, die ihnen selber einzuleuchten scheint, steht ihnen die Möglichkeit zur Verfügung, wenigstens in der Öffentlichkeit ihr Gesicht zu wahren, indem sie ihr gegenüber ganz oder teilweise ihre Unschuld zu beweisen versuchen. Im Extremfall lassen sie sich von Theorien und medizinischen Abklärungsergebnissen so weit beeindrucken, dass sie ihre Selbstvorwürfe oberflächlich vergessen (verdrängen) und keine Gedanken mehr zulassen, die dazu führen könnten, sich wenigstens mitbeteiligt zu verstehen an der Entwicklung ihres Kindes. Damit verspielen sie allerdings ihre Chance, durch eine grundlegende Veränderung der inneren und äusseren Familiensituation (zum Beispiel mit Hilfe von Erziehungsberatung, Familientherapie, Einzeltherapie) zu erreichen, dass sie zu einem späteren Zeitpunkt ihrem Kind doch noch einen familiären Rahmen bieten können, der dessen gute Weiterentwicklung ermöglichen kann.

Für das Kind, auf der anderen Seite, ist die Heimeinweisung wohl ausnahmslos die Strafe für irgendwelche Verfehlungen. Im Laufe seiner Entwicklung ist es oft getadelt worden, wurde ihm gedroht (vielleicht sogar mit dem Heim), hat es Verbote erfahren, die es offen oder im Geheimen immer wieder übertreten hat. Für ein Kind ist die Trennung von einer Hauptbezugsperson etwas vom Schlimmsten, was es sich denken kann und wovor es sich in jeder Entwicklungsphase auf besondere Art fürchtet; das gilt auch für die Zeit der Voradoleszenz und der Pupertät. Auch für Kinder, die aus schlechtesten Familienverhältnissen kommen und ein Weggehen von der Familie «einsehen» und «verstehen», ist mit diesem Schritt Angst, Unsicherheit und Selbstanklage verbunden. Eine der grössten denkbaren Strafen ist nun eingetreten. In seiner Vorstellung können nur seine schlimmsten Verfehlungen der Grund für diese Massnahme sein. – Es erlebt den Heimeintritt aber auch als Verlassenwerden von seiner Hauptbezugsperson und als Bestätigung seiner ständig vorhandenen Befürchtungen, zu wenig oder überhaupt nicht geliebt zu werden von dieser Person, auf die es alles setzte, auch wenn das für einen aussenstehenden Beobachter nicht so ausgesehen haben mag. Dieses Erlebnis des «Im-Stich-gelassen-Werdens» führt bei ihm aber auch zu Aggressionen, die wiederum versteckt werden müssen; denn wenn es diese offen zeigen würde, wäre auch die Hoffnung zerstört, doch noch irgendwann eine Chance zu haben, von dieser wichtigen Person geliebt und anerkannt zu werden. Deshalb versuchen ebenfalls die Kinder, um ihre Hoffnungen zu retten, äussere Umstände für die Heimeinweisung verantwortlich zu machen, so etwa die Schule, eine Lehrerin usw., um damit die Hauptbezugsperson und sich selber zu entlasten. In diesem Punkt treffen sie sich dann wieder mit ihren Eltern.

Welche Folgen hat das nun aber für die Beziehung zwischen dem Kind und den Eltern während und nach dem Heimaufenthalt?

Ferien und Besuchswochenende werden in der Regel in der Familie verbracht. Es sind Situationen, die zeitlich begrenzt sind und die Alltagssituation nur zum Teil einschliessen. Wenn beide Seiten aufgrund der oben beschriebenen Reaktionsweise jetzt unter dem Druck stehen, sich und den anderen zeigen zu müssen, dass es «zu Hause doch geht», werden sie sich bemühen, diese relativ kurzen Zeitspannen optimal zu gestalten und Konflikte zu vermeiden. Gelingt es, diese Zeit einigermaßen gut zu verbringen, so steigt die Tendenz, auftretende Probleme zu verschweigen oder zu überspielen, indem sie diese als «nicht so tragisch» beiseite schieben oder erneut äussere Faktoren dafür verantwortlich machen. Somit wird es möglich, das Leben in der eigenen Familie wiederum zu idealisieren und daran falsche Hoffnungen zu knüpfen. Wenn wir uns an die oben erwähnten Schuldgefühle und Ängste im Zusammenhang mit der Heimeinweisung auf beiden Seiten erinnern, wäre auf diese Weise die Schuld oberflächlich getilgt, das eigene Verfehlten widerlegt, die Hoffnung bestätigt und der Schein gewahrt, dass beide, Eltern und Kind, gar nicht so schlecht und nicht so unfähig in ihren Rollen sind. Probleme, die in dieser Phase mit dem Kind im Heim auftreten, unterstützen meist diese Idealisierung und führen oft zu Aussagen wie: «Zuhause ist alles besser!», «Die Eltern wärenverständnisvoller als die Erzieher», «die Lehrmeister sind toleranter als die Lehrer» usw. Das Heim kann im Extremfall zur verpönten Institution werden, die dem Ideal des Lebens in der eigenen Familie gegenübergestellt wird. Als verständliche Konsequenz folgt daraus nicht selten ein erbitterter Kampf gegen das Heim und die Institutionen. Dass eine Rückkehr des Kindes in die Familie nicht erfolgt (meist entschuldigt mit äusseren Gründen), kann in dieser Situation für die Beteiligten wiederum als Entlastung erlebt werden, weil damit die Idealisierung nicht durch konkrete, ernüchternde und negative Erfahrungen in Frage gestellt wird und ein kritisches Überdenken der eigenen internen Familiensituation vermieden werden kann. Gelingt es aber nicht, in einigermaßen befriedigender Weise diese Besuchszeiten zu gestalten, so ist die Enttäuschung auf beiden Seiten gross und verstärkt die Befürchtung, unfähig zu sein für die Rolle der «guten Eltern» oder des «braven Kindes». Ebenso bestätigt sich bei jedem Teil der Eindruck, von der anderen Seite eben doch nicht verstanden zu werden. In dieser Situation verstärken sich die Schuldgefühle, entsteht erneut Trauer über das eigene Versagen und über die Unfähigkeit des anderen, Verständnis zu haben, was wiederum zu vermehrten Aggressionen dem anderen gegenüber führt.

Es besteht auch die Möglichkeit, dass Eltern ihr Kind insgeheim verstoßen und dafür entsprechende Erklärungen finden. Sie wollen oder «können» das Kind, meist aus äusseren Gründen, nicht mehr bei sich haben. Als Mutter oder Vater erwecken sie oft den Anschein, sich um das Kind zu bemühen und sich verständig und aufopfernd zu zeigen. Sie geben sich teilweise als kooperative Eltern, die stets bereit sind, mit den Heimerziehern zusammenzuarbeiten. Aber gemeinsame Ferien- und Urlaubstage sind oft belastet, geprägt von Auseinandersetzungen, die sie offen darlegen oder sogar überbetonen. Ihr Kind über längere Zeit bei sich zu haben (zum Beispiel in den Ferien), versuchen sie mit allen Mitteln zu verhindern. Für sie ist

der Entscheid gefallen bei der Heimeinweisung oder während des Heimaufenthaltes, dass sie das Kind nicht mehr in ihrer Nähe wünschen und nach Möglichkeit «befreit» sein wollen von ihm.

Es ist mir bewusst, dass ich mit dieser Darstellung nur einen Teil der Probleme, die wir in unseren Heimen antreffen, erfasst habe. Es ging mir auch nicht darum, grobe Abstempelungen zu machen, sondern einige Möglichkeiten aufzuzeigen, wie mit Schuldgefühlen im Zusammenhang mit einer notwendig gewordenen Heimeinweisung oftmals umgegangen wird. Bei jedem Kind und in jeder Familie gibt es zudem viele andere Faktoren, die ebenso wichtig sind für das Verständnis der beobachtbaren Vorfälle in der Familie, der Schule und im Kontakt zwischen dem Kind und seiner Familie während des Heimaufenthaltes und die, soweit möglich, mitberücksichtigt werden müssen bei der Wahl sozialtherapeutisch wirksamer Mittel. Solche Situationen stellen den Sozialarbeiter oftmals vor den Konflikt, entweder den Forderungen und Weisungen der Institutionen und Behörden zu entsprechen oder seinen Klienten eine möglichst effektive (das heisst ihren individuellen Verhältnissen entsprechende) Hilfe zukommen zu lassen.

3. Die generelle Problematik Adoleszenter

Die im vorangehenden Kapitel beschriebenen Schwierigkeiten bezogen sich generell auf Kinder, die einige Jahre in Heimen verbringen, unabhängig von ihrem Alter. Bei Jugendlichen treten zusätzliche Probleme auf, die im Zusammenhang stehen mit ihrer Entwicklung.

An dieser Stelle sehe ich mich genötigt, einen Fachausdruck einzuführen und zu erklären. Es geht um den Begriff «Adoleszenz», der im deutschen Sprachraum unterschiedlich benutzt wird. Ich halte mich bei dessen Benützung an die in der internationalen Fachliteratur übliche Bezeichnung, in der unterschieden wird zwischen «Adoleszenz» und «Pupertät». «Pupertät» steht für die körperliche Entwicklung, die mit der Geschlechtsreife, der Ausformung der primären und sekundären Geschlechtsmerkmale und dem Erreichen der endgültigen Körpergrösse abgeschlossen ist. «Adoleszenz» erweitert den Begriff der Pubertät um die psychische Entwicklung direkt vor, während und nach der eigentlichen körperlichen Reifung.

Das Ziel einer geglückten Adoleszenzentswicklung wird in der Entwicklungspsychologie in einer Persönlichkeit gesehen, die im psychischen und körperlichen Bereich soweit gereift ist, dass es ihr möglich ist, sich relativ selbständig und kritisch in der gegebenen sozialen Situation zurechtzufinden und in ausreichendem Masse durch gesellschaftlich akzeptierten Formen zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse zu gelangen (P. Blos, 1973; A. Freud, 1980; H. Stierlin, 1975). Wie sieht nun aber eine solche ideale Entwicklung aus und was für Voraussetzungen sind notwendig, damit dieses Ziel erreicht werden kann? In diesem Artikel beschränke ich mich auf einige wichtige psychologische Erkenntnisse. Eine Gegenüberstellung mit pädagogischen, soziologischen und gesellschaftstheoretischen Betrachtungen und Erkenntnissen wäre eine wichtige Ergänzung; um allen diesen Bereichen gerecht zu werden, wäre eine Arbeit grösseren Umfangs notwendig, die den Rahmen dieses Artikels sprengen würde.

PKP-Kaderkurse für Krankenpfleger/innen in Pflegeheimen und Rehabilitationszentren

Zielgruppe

Krankenpflegerinnen und Krankenpfleger FA SRK, welche die SVK-VESKA-Kurse für Gruppenleitung A, B und C absolviert und sich in ihren Funktionen bewährt haben. Grundsätzlich können die PKP-Kaderkurse nur von Teilnehmerinnen und Teilnehmern besucht werden, die den Fach- und Führungsteil belegen. Die Einschreibung für den Besuch der Einzelteile ist allerdings möglich. Die Anmeldungen zum Besuch des Vollkurses werden aber prioritätär behandelt.

Zielsetzung

- Die Teilnehmer zu befähigen
- den Pflegedienst eines Pflegeheimes, einer Geriatrie- oder Rehabilitationsabteilung in fachlich-pflegerischer Hinsicht wie auch in der Mitarbeiterführung optimal zu leiten.
 - im Anschluss an die Kaderkurse eine Abschlussprüfung zu bestehen.
- Die detaillierten Unterrichtsziele bestimmen Lehrinhalte und Kursmethodik.

Lehrinhalt mit Lektionenzahl

Der Neunwochen-Kurs wird in die zwei Kurse I und II gegliedert; während der Kaderkurs I den fachlichen Teil beinhaltet, umfasst der Kaderkurs II den Führungsteil.

Fachteil Behandlungspflege

(50 Lektionen) mit Sterilität/Auffrischung; Venenpunktion
Anatomie der Sonderbehandlung; Instruktion über Gefahren und Komplikationen der Sondenernährung
Infusionstherapien und verschiedene Infusionsarten; praktische Durchführung des subkutanen Infusions-Stechens; Gefahren i. v. Injektionen
Notfallsituation wie Lungenembolie, Herzinfarkt und Asthma; Medikamentenlehre; Bronchialtoiletten mit Absaugen und Inhalieren.

Fachteil Grundpflege

(50 Lektionen) mit Betreuung und Pflege von Langzeit- und Psychiatriepatienten; Umgang mit den Patienten (Patienten- und situationsgerechtes Verhalten); Gesprächsführung mit den Patienten Tarifwesen; soziale und fürsorgerische Institutionen.

Fachteil Organisation

(24 Lektionen) mit Einblick in andere Dienste wie Diagnostik, Labor, Radiologie, Apotheke und Pathologie
Behandlung mit operativen und nicht operativen Disziplinen so wie Physiotherapien, Ergo- und Aktivierungstherapien.

Ver- und Entsorgung mit Transportwesen, Verpflegung, Wäscheversorgung, Reinigung, Nebenbetriebe und Krankenhaushygiene.

Technische Anlagen; Materialkunde, Brandschutz und andere Katastrophen.

Führungsteil Umwelt und Leitungsstruktur

(14 Lektionen) mit dem Pflegeheim in der gesundheitspolitischen Umwelt; Leitung des Krankenheimes inkl. Aufbau- und Ablauf- und Ablauforganisation sowie Informationswesen

Führungsteil Finanz- und Personaldienst

(56 Lektionen) mit Finanz- und Rechnungswesen; Personaldienst mit Einstellung, Entlassung, Salärwesen und Versicherungen; Betriebliche Bildungsarbeit mit Grund- und Weiterbildung
Betreuung und Instruktion der Schülerinnen und Schüler; Rechtskunde: Einführung in unser Recht, Haftpflichtfragen und Recht des Patienten, Vormundschaftsrecht, Testamente, Arbeitsrecht, Euthanasie.

Führungsteil Mitarbeiter und Führungsmittel

(84 Lektionen) mit Führungsgrundlagen; Gruppendynamik mit Kontaktbewältigung; Zwischenmenschliche Wechselbeziehungen
Arbeitstechniken, wie Gesprächsführung, Verhandlungstaktik, Vortragstechnik; Technik der Dienstplanung; Führungskreislauf; Stellenbeschreibung mit Anforderungsprofilen; Mitarbeiterbeurteilung mit Fördergespräch

Lektionentotal

Kaderkurs I mit 4 berufsbegleitenden Kurswochen

(136 Lektionen)

jeweils Montag bis Freitag

Kaderkurs II mit 5 berufsbegleitenden Kurswochen:

(204 Lektionen)

à 34 Lektionen

Durchführung

Leitung: VESKA-Schulungszentrum in Zusammenarbeit mit dem Schweizerischen Verband der Krankenpfleger FA SRK (SVK)

Dozenten

Dozenten sind Praktikerinnen und Praktiker aus Krankenhäusern und Pflegeheimen, aus PKP und anderen Schulen, aus Heim-Kommissionen und Verbänden, aus Gemeinde-Institutionen und Gesundheitsdirektionen.

Methodik

Die PKP-Kaderkurse I/II beinhalten ein Minimum an Lektionen. Es ist darum erforderlich, dass im Kurs erarbeitete Erkenntnisse und angelernte Fertigkeiten am Arbeitsplatz praktisch geübt und gefestigt werden können. Ohne diese Festigung durch die Praxis ist kaum ein Kurserfolg gewährleistet. Eine qualifizierte Begleitung während der Kurszeit ist somit unerlässlich. Zwecks Gestaltung effizienter Lehrwochen, muss der «Kombi-Unterricht» (eine Kombination von individuellen Lernphasen [Hausaufgaben] mit Direktunterricht im Kursverbund) zur Anwendung gelangen. Die Teilnehmer erarbeiten gewisse Lerninhalte in Kursteams. Auf die Arbeit und Interaktionen in Gruppen wird Wert gelegt. Detaillierte Programme für die einzelnen Lehrwochen werden jeweils rechtzeitig den Kursteilnehmern abgegeben.

Prüfungen

Am Schluss des PKP-Kaderkurses I (Fachteil) wie des PKP-Kaderkurses II (Führungsteil) werden Prüfungen durchgeführt. Kursteilnehmer mit bestandener Prüfung erhalten ein SVK/VESKA-Diplom. Kursteilnehmer ohne Prüfung erhalten eine Bestätigung für den Kursbesuch. Allen Kursteilnehmern wird jeweils der Besuch der Wochenseminare im Testatheft bestätigt.

Termine

Kaderkurs I mit 4 Fachseminaren

1. Seminar 2. 1. – 6. 1. 84
2. Seminar 20. 2. – 24. 2. 84
3. Seminar 2. 4. – 6. 4. 84
4. Seminar 14. 5. – 18. 5. 84

Kaderkurs II mit 5 Führungsseminaren

5. Seminar 25. 6. – 29. 6. 84
6. Seminar 6. 8. – 10. 8. 84
7. Seminar 17. 9. – 21. 9. 84
8. Seminar 22. 10. – 26. 10. 84
9. Seminar 3. 12. – 7. 12. 84

Kursgebühren

Kadikurs I mit 4 Fachseminaren Fr. 2000.–

Kaderkurs II mit 5 Führungsseminaren Fr. 2450.–

Belegung und Bezahlung aller Kursteile Fr. 4300.–

Dokumentation Fr. 300.–

Unterkunfts- und Verpflegungskosten pro Woche ca. Fr. 300.–

Anmeldeschluss: Ende Oktober 1983

VSA-Heime geniessen dieselben Ermässigungen wie VESKA-Mitglieder

Senden Sie mir die detaillierte Kursausschreibung

Name:

Vorname:

Beruf:

Privatadresse:

Telefon:

In Briefumschlag an **VESKA-Schulungszentrum**, 5001 Aarau

Der Adoleszente befindet sich in einer Phase, die besonders wichtig ist für den Verlauf seines weiteren Lebens. Er muss sich auseinandersetzen mit wichtigen Veränderungen seines Körpers, die ihn einerseits verunsichern, ihm andererseits neue Möglichkeiten erschliessen, für die ihm aber noch keine entsprechenden eigenen Erfahrungen zur Verfügung stehen. Gleichzeitig gehen in ihm innere Veränderungen vor sich, die dazu führen, dass er vieles seiner näheren und weiteren Umwelt in neuer Weise erlebt und erfährt. Auch seine soziale Stellung wandelt sich entscheidend, er tritt ins Berufsleben ein oder muss sich zumindest entscheiden für seine spätere berufliche Laufbahn (Eintritt ins Gymnasium, in die Mittelschule, Fachschule usw.). Er ist in der Phase der endgültigen Ablösung von seinen Eltern und damit auch von seiner Kindheit, die sich bei uns im Normalfall über mehrere Jahre erstreckt, um zu gegebener Zeit real vollzogen zu werden.

Die Adoleszenz ist aber auch eine Chance, frühere traumatische Erlebnisse, die das Kind und den Jugendlichen bis jetzt belasteten, in dieser Entwicklungsphase zu überwinden und sich von den bisherigen negativen Einflüssen zu befreien. Allerdings bedingt das optimale Umgebungsverhältnisse, in denen sich der Jugendliche aufgehoben fühlt, ohne dass er in seinen Entwicklungsmöglichkeiten allzusehr eingeschränkt wird.

Der Adoleszente ist nicht mehr Kind, auch wenn er noch viele Bedürfnisse und Wünsche aus dieser Zeit kennt, die er selber aufgrund seines jetzigen Alters kaum mehr akzeptieren kann und daher oft gegen sie ankämpft. Er ist aber auch noch kein Erwachsener, weder von seiner Persönlichkeitsentwicklung noch von der gesellschaftlichen und politischen Stellung her. Er ist etwas Eigenständiges, das nicht mit Erwachsenenmaßstäben gemessen werden kann: Eben ein Adoleszenter. Er steht in einer eigentlichen Spannung zwischen dem vertrauten Vergangenen und dem noch unbekannten (weil noch nicht erfahrenen) Zukünftigen. In dieser Spannung ist er darauf angewiesen, Orientierungshilfen zu finden, die ihn faszinieren und überzeugen können, Leitbilder, die ihm in seiner Unsicherheit helfen, sich zurechtzufinden. Seine alten Bezugspersonen (meist die Eltern) können diese Rolle höchstens zum Teil übernehmen, denn von ihnen muss er sich ja gerade lösen. Da eine Lösung aber einhergeht mit zunehmender Unabhängigkeit und Selbstbestimmung, ist es für ihn wichtig, dass er seine Leitbilder selber wählen und jederzeit wieder verwerfen kann, um sich anderen zuzuwenden. Die Erfahrung, dass er auch gegen Erwartungen ankämpfen kann, die von aussen (zum Beispiel von Eltern, Lehrern) an ihn herangetragen werden, geben ihm allmählich die Sicherheit, auf seine Selbständigkeit und Selbstbestimmung vertrauen zu können.

Besonders am Anfang der Adoleszenz ist das Abwenden von den bisherigen Bezugspersonen meist verbunden mit Angst vor Unsicherheit, Bestrafung, Untreue und deren Folgen. Der Jugendliche ist zu dieser Zeit noch nicht fähig, im Sinne der Erwachsenen selbstverantwortlich zu sein, er muss die entsprechenden Erfahrungen erst schrittweise machen und den Umgang mit der Realität der Erwachsenen zuerst erlernen. Wesentlich in diesem Alter ist, dass er die Möglichkeit hat, neue Wege auszuprobieren, eigene Erfahrungen zu sammeln, um sich so eine eigene Meinung zu bilden. Er muss versuchen können, vorgegebene Grenzen zu überwinden, um später unüberwindbare akzeptie-

ren zu können. Nur wenn einem Adoleszenten ermöglicht wird, diese Erfahrungen in genügendem Masse zu machen, und er neue, eigene Wege im gesamten Lebensbereich in genügendem Umfang ausprobieren kann, besteht eine gute Voraussetzung, dass er zu einer Persönlichkeit heranreifen kann, die später einen eigenen, befriedigenden Weg findet im Umgang mit den vorgegebenen Gesellschaftsstrukturen. Diese Entwicklung stellt hohe Ansprüche sowohl an den Jugendlichen als auch an seine Umgebung.

Wenn Sie, verehrter Leser, an dieser Stelle finden, dass hier ideale Verhältnisse gefordert werden, die in der heutigen Zeit nur als Utopien zu verstehen seien, muss ich Ihnen leider weitgehend recht geben. Trotzdem scheint es mir wichtig, ideale Voraussetzungen für die möglichst gute Entwicklung eines Kindes oder eines Adoleszenten darzustellen, so wie sie heute aufgrund wissenschaftlicher Erkenntnisse und therapeutischer Erfahrungen mit diesen Altersgruppen bekannt sind. Denn gerade die Abweichungen von diesen Idealforderungen führen zu den täglichen Nöten und Probleme, mit denen alle, die mit Jugendlichen in Kontakt treten (Eltern, Lehrer, Erzieher, Sozialarbeiter, Therapeuten, Lehrmeister), konfrontiert sind. Es scheint mir von wesentlicher Bedeutung zu sein, zu wissen, worauf aktuelle Schwierigkeiten zurückgeführt werden können, um aufgrund dieses Wissens sinnvolle grundsätzliche Änderungen anzustreben, die auf lange Sicht erfolgreich sein können.

Ich möchte an dieser Stelle den Leser auffordern, sich zu fragen, ob seine täglichen Erfahrungen mit Jugendlichen mit dem in diesem Artikel Dargestellten zu vereinbaren seien. Ich hoffe, dass in den nächsten Jahren vermehrt Möglichkeiten geschaffen werden, um Erfahrungen mit Jugendlichen aufarbeiten zu können, um daraus konkrete und adäquate Folgerungen für die Jugendarbeit zu entwickeln.

4. Folgerungen bezüglich aus dem Heim austretenden Jugendlichen

Was für Folgerungen können nun aus diesen Ansätzen gezogen werden für unsere Jugendlichen, die als Adoleszente aus dem Heim austreten und zurückkehren in ihre eigene oder eine fremde Familie? Wie verträgt sich das Konzept der Rückführung in die Familie mit der besonderen Problematik dieser Altersstufe?

Wie in Kapitel 2 erwähnt, war die Einweisung eines Kindes ins Heim sowohl für die Eltern als auch für das Kind ein einschneidendes und problematisches Geschehen. Mit der Heimeinweisung erfolgte eine Entwicklungsmässig zu frühe Trennung vom Elternhaus, die durch die Besuche zu Hause nicht kompensiert werden konnte. Wie ebenfalls in Kapitel 2 dargestellt, sind viele der Wünsche nach Geborgenheit in der Familie und Sicherheit aufgrund verlässlicher Bezugspersonen nicht erfüllt worden und schwelen im Untergrund ungelöst weiter.

Während des Heimaufenthaltes haben die Jugendlichen nun wichtige Schritte ihrer Entwicklung hinter sich gebracht, die meisten durchschritten die Pubertät in dieser Zeit. Die Familien hatten diese Entwicklung nur zu einem kleinen Teil mitverfolgen können. Ihnen erscheinen ihre Kinder nach dem Heimaustritt und der Rückkehr in die Familie oft noch fremder, als sie es wären, wenn sie diese

Phase zu Hause durchlaufen hätten. Eine Rückkehr in die Familie mit 16, 17 oder 18 Jahren widerspricht der gesamten Entwicklungstendenz, wie wir im letzten Kapitel gesehen haben. Sie entspricht aber den Wünschen vieler unserer Heimjugendlichen. Woher diese Wünsche kommen mögen, sahen wir ebenfalls im 2. Kapitel. An diesen Wünschen fällt aber noch etwas anderes auf: Sie haben den Charakter entwicklungsmässig früherer Bedürfnisse, die in der jetzigen Entwicklungsstufe realistisch gesehen gar keine Aktualität mehr haben. – Zur Veranschaulichung ein Beispiel: Ein 16jähriger wäre entwicklungsmässig in der Lage, sich selbstständig zu ernähren. Auch wenn er in seiner Kindheit «verwöhnt» oder zu lange «bemuttert» wurde, hat er diese Grundfähigkeit doch nicht verloren; er konnte sie nur nicht erproben, und darum konnten sich diese Fähigkeiten nicht entwickeln und ausdifferenzieren. Als Heimentlassener mag er sich nun danach sehnen, diese Versorgung – die in seinen früheren Lebensjahren (bis gegen 10 Jahre) seine Existenz sicherte – nachzuholen oder nochmals zu erleben. Dieser Wunsch, den er als 16jähriger hat, entspricht also nicht seinem aktuellen Entwicklungsstand, sondern einem aus früheren Jahren stammenden Bedürfnis, das damals lebenswichtige Bedeutung hatte.

Bei der Rückkehr des Jugendlichen in die Familie kämpfen in ihm widersprüchliche Empfindungen. Er möchte zwar gerne in diese «ideale Familie» zurück, aber aufgrund seiner Erfahrungen melden sich auch Enttäuschungen und Aggressionen gegen die Eltern, gegen jene Personen also, von denen er doch noch viel erwartet und die er auch offen oder verdeckt für sein bisheriges Schicksal verantwortlich macht, von denen er sich aber nun lösen muss. Dazu kommt als erschwerende Tatsache, dass die wenigsten Eltern sich in den Jahren seiner Abwesenheit soweit verändert haben, dass sie den Bedürfnissen des inzwischen zum Jugendlichen herangewachsenen Kindes besser gerecht werden können, als es zuvor der Fall war.

Wen überrascht es noch, dass Jugendliche in und aus Heimen vermehrte Schwierigkeiten haben müssen, sich in der Adoleszenzphase zurechtzufinden? Dass sie mit zusätzlichen Problemen überhäuft werden, wenn sie zurückkehren in die Situation, in der sie bereits früher erlebt hatten, dass diese für ihre Entwicklung nicht förderlich ist? Und wer erlaubt sich nun, ihnen zum Vorwurf zu machen, dass sie sich trotzdem danach sehnen, nun endlich in «normalen Verhältnissen» zu leben, so wie die anderen? Dahinter verstecken sich ja die Idealisierungen des «Lebens in der Familie», die unterstützt werden durch nicht hinterfragte, gesellschaftliche Allgemeinplätze, die auch in der Schule vermittelt werden.

Über kurz oder lang wird der Jugendliche, der in seine Familie zurückkehrt, neue Enttäuschungen erleben, denn die Konflikte lauern bereits im Hintergrund, die seine Idealisierungen angreifen werden.

Was für andere Lösungen in dieser Situation wären denkbar?

Einige wurden in Kapitel 1 beschrieben (Aussenwohngruppen, Wohngemeinschaften, Wohngruppen, therapeutische Wohngemeinschaften, entsprechende Vorbereitung). Dass in der Heimerziehung andere Voraussetzungen geschaffen werden müssten, um die Jugendlichen auf derartige Wohnsituationen vorzubereiten, scheint mir eine wesentliche

Voraussetzung zum Gelingen allfälliger Versuche zu sein (3). Dass sie bisher kaum realisiert worden sind, liegt weniger am Heimpersonal und der Heimleitung als an den Institutionen und Behörden, die solche neuen Versuche und Entwicklungen mit ihren rigorosen Personal- und Finanzbeschränkungen verhindern. Trotzdem wäre es vielleicht möglich, kurzfristig und ausgehend von der jetzigen Praxis, bessere Resultate zu erzielen, wenn entsprechende Konsequenzen gezogen würden, um die Zeit zu überbrücken, bis bessere Wohnmöglichkeiten für diese Jugendlichen realisiert worden sind.

Eine adäquate, sinnvolle und notwendige Weiterbetreuung des aus einem Heim austretenden Jugendlichen und seiner Familie, müsste bereits einige Zeit vor dem Heimaustritt einsetzen. Wenn dadurch tatsächliche Hilfe geleistet werden soll, ist es unumgänglich, dass alle Beteiligten, das heißt die Erzieher, Eltern, Lehrer, Lehrmeister und Betreuer, sich darum bemühen, gemeinsam mit dem Jugendlichen Vorstellungen über seine Zukunft zu entwickeln, um daraus Folgerungen für die nächsten Schritte abzuleiten. Dabei müsste die gesamte Persönlichkeit des Jugendlichen, seine psychische und körperliche Entwicklung, im Mittelpunkt stehen und die Frage nach Lehrstelle und Beruf in den Hintergrund treten, zumindest so lange, wie sie für den Jugendlichen selber nicht vordringlich ist. Diese Bemühungen müssten koordiniert werden von einem diesen Instanzen übergeordneten Spezialisten (zum Beispiel einem Jugendpsychologen oder einem speziell dafür ausgebildeten Sozialarbeiter), dessen Aufgabe es wäre, dafür zu sorgen, dass den – bewussten und unbewussten – Bedürfnissen des Jugendlichen optimal Rechnung getragen wird, auch wenn dabei gegen familiäre und gesellschaftliche Erwartungen und institutionelle Anforderungen angekämpft werden muss.

Dem entgegen steht allerdings, dass im Sozialbereich die Finanzen wohl nicht mal für diese Minimalforderungen zur Verfügung gestellt werden können, um die dafür notwendige Anzahl ausgebildeter Kräfte für diese zeitlich aufwendige und anspruchsvolle Arbeit einzustellen. Wenn man aber bedenkt, dass es hier um Menschen geht, die in einer der wichtigsten Phasen der Persönlichkeitsentwicklung stehen, deren Gestaltung ausschlaggebend ist für ihr gesamtes weiteres Leben, das noch vor ihnen liegt, wird die gegenwärtige Finanzpolitik der öffentlichen Hand einmal mehr unverständlich. Meiner Meinung nach könnte eine fachgerechte, intensive Weiterbetreuung, die psychologisch-therapeutische Massnahmen miteinbezieht, prophylaktische Bedeutung haben, indem sie manchen zurückhalten könnte von schwerer Süchtigkeit (darunter verstehe ich harte Drogen und Alkoholismus) und eventueller Kriminalität. Damit würde das Sozial-, Gesundheits- und Justizwesen langfristig wohl finanziell sehr entlastet. Allerdings wäre ein toleranterer undverständnisvoller Umgang als bisher mit den Jugendlichen ganz allgemein, besonders aber mit schwierigen Jugendlichen und solchen aus Heimen, von Seite der Institutionen, der Behörde und der Öffentlichkeit ebenso notwendige Voraussetzung, wie der grosszügigere Umgang mit deren Betreuungspersonen.

3 Dazu gehört unter anderem, dass die oben beschriebenen Widersprüche, die sich beim Jugendlichen melden, ernstgenommen werden und ihm in den letzten ein bis zwei Heimjahren ermöglicht wird, sich damit auseinanderzusetzen.

Erfahrungen mit Nachbetreuungsgruppen für Jugendliche aus Schulheimen

5. Die Entstehung der ersten Gruppe

Im ersten Teil dieser Arbeit behandelte ich die Bedeutung einer Heimeinweisung für das Kind und seine Familie, beschrieb überblickartig die Situation, in der sich ein Adoleszenter befindet, um zum Schluss auf die Probleme hinzuweisen, mit denen ein Jugendlicher konfrontiert wird, wenn er nach abgeschlossener Schulzeit aus dem Heim austritt und zurückkehrt in seine Familie, respektive in den Teil der Familie, der für ihn zuständig ist. Die wichtigsten Ergebnisse des theoretischen Teiles, die in dieser Situation von Bedeutung sind, fasste ich hier zusammen:

- Während des Heimaufenthaltes des Jugendlichen hat sich die familiäre Situation meist nicht grundsätzlich verbessert. Der Jugendliche kehrt damit in ein Milieu zurück, das damals mitverantwortlich war für seine Entwicklung, die ihn schlussendlich ins Heim führte.
- Auch derjenige Elternteil, der die elterliche Gewalt hat, hat wichtige Entwicklungsschritte des Kindes in jüngster Zeit (zum Beispiel die Pubertät) nicht oder nur zum Teil mitverfolgen können.
- Aufgrund der Heimstrukturen ist der austretende Jugendliche in den meisten Fällen ungenügend vorbereitet auf die neue Situation, die ihm nun plötzlich mehr Freiraum zugesteht.
- Der Eintritt ins Berufsleben konfrontiert ihn mit ganz neuen, bisher unbekannten Problemen.
- Die Idealisierung seiner Familie, die während des Heimaufenthaltes erfolgte, führt oft schon nach kurzer Zeit aufgrund der Konfrontation mit der Realität zu Enttäuschungen.
- Während des meist mehrjährigen Heimaufenthaltes hat er den Kontakt zu Gleichaltrigen seines Quartiers weitgehend verloren.
- Nach seinem Heimaustritt fällt in den meisten Fällen eine regelmässige Sozialbetreuung weg.

Die Erfahrung zeigt uns, dass Jugendliche mit all diesen Problemen in vielen Fällen überfordert sind. Daher machten wir uns im Rahmen des Kinder- und Jugendpsychiatrischen Dienstes des Sozialamtes (KJPD) der Stadt Zürich Gedanken über mögliche Formen einer Nachbetreuung für diese Heimaustretenden. Wir entschieden uns schlussendlich für die Durchführung einer Gruppe, die unter der Leitung von zwei Psychologen einmal wöchentlich stattfinden solle. Da wir damit Jugendliche erfassen wollten, die nach dem Heimaustritt nicht regelmässig betreut werden, die also faktisch weitgehend von den Sozial- und Betreuungsinstitutionen entlassen worden sind, kam nur eine Organisationsform in Frage, die von der freiwilligen Teilnahme der Jugendlichen ausging. Die Gruppe sollte eine Art «Brücke» sein zwischen dem Leben im Heim und dem zu Hause. Daher sollten die ersten Treffen noch vor dem Heimaustritt stattfinden.

Als Leiter der ersten Gruppe stellte sich ein Mitarbeiter des KJPD des Sozialamtes und ein dieser Stelle teilweise assoziierter weitere Heimpsychologe aus einem städtischen Heim zur Verfügung.

Mit einem Informationsblatt gelangten wir an die Heimleitung und die Erzieher der von uns betreuten Heime und informierten sie über die Ziele dieser Gruppe. Mit der Gruppe wollten wir erreichen:

- dass die Jugendlichen nach dem Heimaustritt einen Kreis von Gleichaltrigen kennen mit einem gemeinsamen Erfahrungshintergrund, zu denen sie Vertrauen haben können;
- dass sie lernen, ihre Freizeit sinnvoll zu gestalten, indem wir sie mit dem Freizeitangebot der Stadt Zürich vertraut machen;
- dass sie in der Gruppe erfahren können, dass es möglich ist, über allfällige Probleme zu Hause oder am Arbeitsplatz zu sprechen und nach Lösungen zu suchen, bevor sich daraus eine ausweglose Situation entwickelt hat;
- dass sie in zunehmendem Masse Eigeninitiativen entwickeln und diese sinnvoll zu realisieren lernen;
- dass ihnen eine bekannte Person, zu der sie Vertrauen haben, zur Verfügung steht, wenn sie ein persönliches Gespräch mit einem Erwachsenen wünschen.

Jeder interessierte Jugendliche erhielt eine Einladung, aufgrund derer er sich für die Gruppe anmelden konnte. Wir teilten ihm mit, dass er sich vom zweiten Treffen an verpflichten sollte, die Gruppenabende bis zu den Sommerferien regelmässig zu besuchen. Ein festgelegter Betrag, den er zum Teil aus seinem Sackgeld berappen musste, sollte spätestens beim zweiten Treffen einbezahlt werden in die Gruppenkasse, die für die Finanzierung gemeinsamer Unternehmungen bestimmt war.

6. Der Verlauf der ersten Gruppe

Am Beispiel der ersten Gruppe möchte ich Ihnen unsere Vorgehensweise, die sich in den späteren Gruppen nur wenig änderte, veranschaulichen.

Die erste Gruppe begann anfangs 1980 und dauerte bis zu den Sommerferien. Das erste Treffen fand nach den Sportwochen statt. Es erschienen an diesem Abend vier männliche und fünf weibliche Jugendliche. Eine der jungen Damen entschied sich nach dem ersten Abend, in dieser Gruppe nicht mitzumachen. Wir hatten damit eine ideale Gruppengrösse von acht Teilnehmern erreicht, die bis zu den Sommerferien konstant blieb.

Sechs unserer Jugendlichen lebten nach dem Heimaustritt wieder in ihrer Familie oder bei einem ihrer Eltern; eine Jugendliche arbeitete als Kindermädchen in einer Familie, in der sie auch wohnte; eine weitere Jugendliche verblieb vorläufig in einem Heim, bis für sie eine Pflegefamilie

gefunden wurde. Alle, ausser einer Jugendlichen, die weiterhin die Schule besuchte, begannen nach den Frühlingsferien mit der Berufslehre.

Im Zentrum der ersten Sitzungen stand das gegenseitige Kennenlernen. In Zweiergruppen liessen wir Jugendliche, die sich bisher nicht kannten, sich gegenseitig interviewen und stellten ihnen die Aufgabe, dass jeder seinen Gesprächspartner anschliessend im Gesamtkreis vorstellen müsse. An den weiteren Abenden folgten Gespräche über ihre Namen, Übernamen, darüber wie wir sie in der Gruppe nennen sollen, über ihre Geburtstage usw. Über einfache, teilweise strukturierte Themen wollten wir ihnen ermöglichen, zusammen ins Gespräch zu kommen.

An diesen ersten Abenden fiel uns Leitern besonders ihre grosse Unsicherheit auf, die ihnen kaum ermöglichte, mit den noch unbekannten Gleichaltrigen spontan Kontakt aufzunehmen, obwohl sie daran offensichtlich interessiert waren. Da alle Teilnehmer aus Heimen kamen, in denen nur Knaben oder Mädchen leben, war es für sie offenbar ungewohnt, nun plötzlich in einer gemischten Gruppe zu sein. Die von uns detailliert vorbereiteten Sitzungen erlaubten ihnen, sich dem andern auf formaler Ebene zu nähern. Diese ersten Abende mussten von uns Leitern sorgfältig geplant und gestaltet werden. Wir hatten sehr rasch erkannt, dass wir das nächstfolgende Treffen vom Verlauf der vorangehenden abhängig machen mussten, damit aktuelle Themen, die die Gruppe unausgesprochen beschäftigten, miteinbezogen werden konnten. In dieser Anfangsphase war die ausführliche Nachbesprechung der Sitzungen und die gute Vorbereitung der folgenden besonders wichtig.

Nach den ersten Sitzungen, die wir in unserem Gruppenraum verbracht hatten, stieg die Unruhe unter den Jugendlichen. Sie wünschten «nun endlich etwas zu unternehmen». Wir besuchten darauf das «Zürcher Jugendhaus Drahtschmidli» und liessen uns von dessen Leiter durch die verschiedenen Räumlichkeiten führen und uns über die angebotenen Dienste informieren. Wir stellten erstaunt fest, dass zwar die Mehrzahl unserer Jugendlichen von der Existenz des Jugendhauses wusste, aber kaum informiert war über die dort anzutreffenden Angebote.

An einem weiteren Abend stellten die Jugendlichen Collagen in kleinen Untergruppen zum Thema «Stadt» zusammen. Dieser Abend verlief sehr lebendig und laut. Die Stadt erschien in den Kunstwerken als beängstigend, düster, einschränkend und chaotisch.

Die letzte Sitzung vor den Frühjahrsferien, die zugleich die letzte vor dem Heimaustritt war, verlief anders, als wir geplant hatten. Ein Mitglied der Gruppe begann spontan davon zu erzählen, dass sich seine Pläne zerschlagen hatten und es jetzt nicht wüsste, was mit ihm nach dem Heimaustritt geschehen werde. Andere wurden nun mutiger und erzählten ebenfalls von Enttäuschungen, die sich in letzter Minute vor dem Austritt eingestellt hatten. Die Spannung und Unsicherheit vor dem, was ihnen bevorstand, lag belastend im Raum. Einige schilderten ihre Zukunft sehr optimistisch, es schien uns, als ob sie mit aller Kraft versuchten, für sich das mögliche Auftreten von Schwierigkeiten auszuschliessen. An diesem Abend waren alle sehr offen und zum ersten Mal bereit für persönlichere Gespräche.

Nach den Frühjahrsferien erschienen alle wieder zur abgemachten Zeit. Sie waren begierig, einander von den ersten Erfahrungen nach dem Heimaustritt und von der neuen Arbeitsstelle zu erzählen. Bereits meldeten sich da und dort versteckt erste Enttäuschungen, die gute Laune und der Optimismus hatten aber die Oberhand. Deutlich wurde an diesem Abend, wie sehr sie sich freuten, einander wieder zu treffen. Die schwierige Phase, die sich bisher stets am Anfang der Sitzungen eingestellt hatte, trat diesmal kaum auf. Es schien, dass sich erste Ansätze eines Gruppengefühls entwickelten; die Jugendlichen waren sich vertrauter, auch wenn sie sich immer noch nicht mit Namen kannten.

Bis zu den Sommerferien wechselten wir stets zwischen Treffen im geschlossenen Kreise und Treffen, in denen wir gemeinsam etwas unternahmen. An einem Abend besuchten wir einen Film, der die Folgen einer Scheidung für die Familienmitglieder zum Thema hatte. Ein Gespräch über diesen Film liess uns erstaunen über das Feingefühl, mit dem die Jugendlichen die dargestellten Probleme wahrgenommen hatten und über ihre Betroffenheit. An einem anderen Abend besuchten wir auf Wunsch der Gruppe eine Kunstausstellung über Dadaismus. Wir waren gespannt, wie unsere Jugendlichen darauf reagieren werden. Alle fanden den Abend spannend, einigen gefiel diese Kunstrichtung sehr gut, andere hielten sich eher an die ebenfalls dort gezeigte Ausstellung über die Anfänge der Fotografie. Zu unseren Aktivitäten gehörte auch der Besuch einer Freizeitanlage, verbunden mit Hinweisen auf die Quartieraktivitäten, die von dort aus unternommen werden.

Die Abende, die wir in geschlossenem Kreis verbrachten, waren sehr wichtig für den Gruppenzusammenhalt. Einen Abend verbrachten wir mit Gesellschaftsspielen, an dem sie sich wieder ein Stück näher kamen. Ein anderer Abend, an dem wir draussen Würste brieten, ermöglichte wiederum ausführlicher darüber zu sprechen, was die einzelnen in der Arbeit und Freizeit erleben und unternehmen. Besonders interessant wurde der Abend, an dem wir eine Video-Anlage organisiert hatten. Nach einer kurzen technischen Einführung durften sie diese selber handhaben. Zuerst hatten alle grosse Hemmung, sowohl sich aufzeichnen zu lassen als auch sich hinter die Kamera zu stellen. Nachdem sich die ersten Mutigen mit der Technik vertraut gemacht hatten, entwickelte sich bald eine amüsante Verfolgungsjagd. Das Abspielen der Videoaufnahmen fand unter viel Gelächter statt. Im Laufe dieses Abends entwickelte sich allmählich ein Gespräch über persönliche Probleme, die einzelne bedrückten. Dieses Gespräch führten wir am darauffolgenden Abend weiter und befasssten uns mit Hilfe eines Rollenspieles mit der problematischen Situation eines Jugendlichen zu Hause, die ihn sehr beschäftigte. Hier erlebten wir einmal mehr, wie verletztlich diese Jugendlichen sind, wie sehr sie unter persönlichen Problemen leiden und wie schwer es ihnen fällt, darüber zu sprechen; zudem scheinen sie kaum über adäquate Umgangsformen zu verfügen, mit denen sie solchen Situationen begegnen könnten.

Vor den Sommerferien berieten wir mit der Gruppe, wie es nun weitergehen sollte. Sechs der acht Teilnehmer wünschten weitere Treffen nach den Ferien. Dem stand allerdings entgegen, dass es uns Leitern aus zeitlichen Gründen nicht mehr möglich war, an weiteren Treffen regelmässig teilzunehmen. Wir einigten uns auf eine gelockerte Weiterfüh-

itung, wobei einer der Jugendlichen die Koordination übernehmen sollte und einer von uns Erwachsenen jedes zweite Mal anwesend sein würde. Diese Form der Weiterführung kam aber nie richtig zum Funktionieren. Die Jugendlichen selber erschienen nur sporadisch, waren enttäuscht, dass die anderen nicht gekommen waren, fehlten deshalb am darauffolgenden Gruppenabend, an dem andere erschienen, die dann ebenfalls über das Wegbleiben der einen enttäuscht waren. Wir luden alle schriftlich für ein weiteres Treffen ein. Hier wurde der Wunsch nach einer Weiterführung der Gruppe nochmals deutlich ausgesprochen. Es kam aber keine befriedigende Lösung zustande. Der Schritt zur selbständigen Organisation ihrer Gruppe war offensichtlich zu gross gewesen. Wir konnten in Zukunft nicht damit rechnen, dass die Jugendlichen nach so kurzer Zeit die Gruppe selbstständig, ohne unsere tatkräftige Hilfe, weiterführen können.

7. Folgerungen für die nachfolgenden Gruppen

Die Durchführung der ersten Gruppe zeigte deutlich, dass ein Bedürfnis für derartige Nachbetreuung besteht. Allerdings hatten sich auch Mängel gezeigt, die wir bei der Planung der nächsten Gruppen auszumerzen versuchten.

Der erste Punkt betraf den zeitlichen Beginn der Gruppe. Fünf Sitzungen vor den Frühjahrsferien war zu knapp bemessen, als dass sich vor dem Heimaustritt ein verlässliches Gruppengefühl unter den Jugendlichen hätte entwickeln können. Aus technischen Gründen (Sportwochen zu unterschiedlichen Zeiten) fanden wir zu diesem Punkt keine befriedigende Lösung.

Ein Hauptproblem zeigte sich bei der zeitlichen Dauer der Gruppe. Wir erkannten, dass die Zeit zu in den Sommerferien nicht ausreichte, um allen die Integration in irgend eine sinnvoll-aktive Gruppe von Jugendlichen zu ermöglichen. Bei einer Fortführung der Gruppe bis Ende Jahr wäre die Chance für die Erreichung dieses Ziels wohl wesentlich grösser.

Einen weiteren Mangel erkannten wir im Zusammenhang mit den Räumlichkeiten, in denen wir uns trafen. Keines der Gruppenmitglieder wohnte in dem Stadtkreis, in dessen quartierbezogener Freizeitanlage wir uns trafen. Daher war für unsere Jugendlichen die Möglichkeit gering, mit den hier aktiven Gruppen in Kontakt zu kommen.

Auch zeigte sich sehr bald, dass die Betroffenen unsere Arbeitsstellen auch in Notsituationen kaum spontan anliefen. Andere Stellen, die besonders für Jugendliche mit Problemen eingerichtet sind und die wir gemeinsam mit der Gruppe besuchten, waren ihnen offenbar zu fremd, als dass sie sich dorthin gewandt hätten.

Nach reiflichem Überlegen, in dem wir verschiedene Möglichkeiten zur Behebung dieser Mängel in Betracht zogen, nahmen wir Kontakt auf mit dem «Verein Zürcher Jugendhaus». In mehreren Besprechungen entwickelte sich das Projekt einer Zusammenarbeit zwischen dem Kinder- und Jugendpsychiatrischen Dienst des Sozialamtes und dem «Verein Zürcher Jugendhaus», das sich nun bereits über längere Zeit sehr zufriedenstellend bewährt hat. In dieses neue Konzept wurden die ursprünglichen Zielsetzungen, die äussere Organisationsform und das Vorge-

hen bei der Anmeldung in die neu stattfindenden Gruppen beibehalten. Die Änderungen betrafen zum einen den Treffpunkt: Aufgrund dieser Zusammenarbeit steht uns nun regelmässig ein Raum im Jugendhaus Drahtschmidli zur Verfügung. Zum anderen änderte die Gruppenleitung, die von nun an von einem Heimpsychologen des Sozialamtes und von einer Mitarbeiterin des «Vereins Zürcher Jugendhaus» übernommen wurde.

Aufgrund dieser Zusammenarbeit wurde es möglich, dass diese Gruppe nun bereits zum dritten Mal durchgeführt werden kann und jetzt jeweils bis Ende Jahr dauert.

Indem wir uns im Zürcher Jugendhaus oder gelegentlich im dazugehörigen «Treff» am Sihlquai 240 treffen, besteht vermehrt die Möglichkeit, dass unsere Jugendlichen mit anderen Gleichaltrigen allmählich in Kontakt kommen. Gleichzeitig ermöglicht die geschlossene Form der Gruppe sowohl über die Gefahren als auch über die Möglichkeiten, die hier zu finden sind, immer wieder zu sprechen und sie mit Mitarbeitern bekannt zu machen, die für besondere Bereiche zuständig sind. Hier befinden wir uns auch an der Quelle eines breiten Freizeitangebotes, das die Jugendlichen auch zur Selbstinitiative anzuregen versucht.

Der wohl wichtigste Erfolg dieser Zusammenarbeit zeigte sich sehr bald. In der neuen Gruppenleiterin erkannten die Jugendlichen rasch eine Vertrauensperson, die sie nun – anders als es bei uns Heimpsychologen der Fall ist – spontan an neutralem Ort in der Freizeit aufsuchen können. Immer wieder geschah es (und geschieht es), dass abends, zu vorgerückter Stunde, ein Mitglied unserer

Gruppe im Treff, wo diese Mitarbeiterin sonst tätig ist, erschien und verzweifelt oder ganz scheu ein Gespräch mit ihr wünschte. Solche spontane Kontakte beschränkten sich zuerst auf diese Mitarbeiterin, mit der Zeit fanden unsere Jugendlichen aber auch Vertrauen in ihre Arbeitskollegen.

Immer wieder zeigte sich die Notwendigkeit, die noch nicht lange zurückliegende Heimzeit miteinzubeziehen, um die aktuellen Probleme unserer Jugendlichen verstehen zu können. Die Zusammenarbeit zwischen einem Psychologen, der die Heimsituation kennt und einer Sozialarbeiterin, die im aktuellen Feld der Jugendlichen tätig ist, erwies sich damit als gegenseitige, für unsere Unternehmung notwendige Ergänzung, die einen optimalen Umgang mit diesen Jugendlichen und deren Probleme ermöglichte.

8. Überblick über den generellen Verlauf der Gruppen

In einem kurzen Überblick möchte ich die verschiedenen Phasen aufzeigen, die die bisherigen Gruppen mit gewisser Regelmässigkeit durchlaufen haben.

Der Anfang war stets geprägt von grosser Unsicherheit und Angst, die sich eindrücklich zeigten im Umgang mit den vorerst noch Unbekannten in der Gruppe. Besonders Jugendliche aus Heimen, die ausschliesslich Mädchen oder nur Knaben aufnehmen, zeigten sich meist sehr unbeholfen im Kontakt mit den Andersgeschlechtlichen, für die sie sich aber doch unheimlich interessierten. Es brauchte jedesmal von uns Leitern sorgfältig vorbereitete Gruppenaktivitäten, damit es ihnen möglich wurde, untereinander Kontakt aufzunehmen.

Interdisziplinärer VESKA-Kurs 83/84 Krankenhaus-Betriebslehre

Zielgruppe

- Die Interdisziplinären VESKA-Kurse für die Krankenhaus-Betriebslehre (SBL-K) richten sich an:
- Leiterinnen und Leiter von wirtschaftlichen und administrativen Diensten.
 - Leiterinnen und Leiter der verschiedenen Dienste, wie Personal, Ökonomie, Hauswirtschaft, Betriebstechnik, Therapien und Medizintechnik.
 - Leiterinnen und Leiter von Pflegediensten
 - Leitende Spital-, Klinik- und Heimärzttinnen und -ärzte
 - Schulleiterinnen und -leiter der verschiedenen Spitalberufsschulen.
 - Interessentinnen und Interessenten ausserhalb des Krankenhauswesens, die sich für administrative und andere Funktionen in Spitätern, Kliniken und Heimen vorbereiten wollen.
 - Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter von Trägerinstitutionen von Krankenhäusern und Pflegeheimen.
 - Angestellte von Verbänden und Behörden, die sich mit dem Gesundheitswesen befassen.

Ziel des Kurses

Die interdisziplinären VESKA-Kurse für die Krankenhaus-Betriebslehre stellen einen zielgerichteten und ein auf das Wesentliche konzentriertes Weiterbildungsangebot dar. Sie geben den Teilnehmern möglichst praxisnahe Einblicke in die Aufgabenbereiche der Krankenhausleitung und in die Ablaufprozesse aller wichtigen Sektoren des Spitals. Neben der Vermittlung eines soliden Fachwissens wird auch einem verbesserten Führungsverhalten volle Aufmerksamkeit geschenkt.

Folgende Einzelziele sollen erreicht werden:

- Vertiefen der für die Leitungsaufgaben im Krankenhaus notwendigen *Grundlagen der Volks- und Betriebswirtschaft, der Finanz- und Rechtswissenschaft sowie des Sozial- und Gesundheitswesens*.
- Vorbereiten von qualifizierten Mitarbeitern von Krankenhäusern für die *Übernahme von Leitungs- und Führungsaufgaben*.
- Vermitteln der Kenntnisse über *Techniken und Mittel der Krankenhausleitung*, unter besonderer Berücksichtigung des Zusammenwirks aller Bereiche.
- Befähigung, eine *Organisationseinheit betriebswirtschaftlich wirkungsvoll zu führen*.
- Vertrautwerden mit zeitgemässen und erprobten *Führungsinstrumenten*.
- Ermöglichen einer zielgerichteten und motivierenden *Mitarbeiterführung* durch Schaffung eines Betriebsklimas, das jedem Mitarbeiter eine Arbeitssituation ermöglicht, in der er sich wohlfühlt.
- Sicherstellen der *Übertragung des Gelernten auf die Praxis* durch realistische, praxisnahe Schulung.

Zu diesen Einzelzielen gehört auch das Ziel, die Absolventen zu selbstständigem Denken und zur Bereitschaft, Verantwortung zu übernehmen, anzuregen. Damit

dürfte die Grundlage für eine vielseitige Leistungstätigkeit und Führungsverantwortung gelegt werden.

Durchführung

Kursleitung und Sekretariat
VESKA-Schulungszentrum, Kantonsspital Aarau

Lehrkörper

Den Unterricht erteilen qualifizierte Praktiker aus dem Krankenhausdienst sowie dem Sozial- und Gesundheitswesen. Diese Dozenten verfügen neben dem notwendigen Wissen und Können sowie reichen Erfahrungen in ihren Fachgebieten auch über das erforderliche methodische Geschick.

Kursmethodik

Die VESKA-Kursmethodik mit dem Einsatz der Praktiker für Praktiker, ermöglicht den Dozenten, sich auf die Vermittlung jenes Wissens und Könnens zu beschränken, das weitgehend aktiv durch die Teilnehmer selbst erarbeitet werden kann. Daneben spielt der gegenseitige Erfahrungsaustausch eine nicht unwe sentliche Rolle.

- *Kombinierte Unterrichtsmethodik*: Neben finanziellen Überlegungen zwingen auch neue didaktische Erkenntnisse dazu, effiziente Lehrgänge zu gestalten. Eine der Konsequenzen ist der «Kombi-Unterricht» (kombinierter Unterricht). Diese Verbundform zielt darauf ab, Lehrverfahren und Lerntätigkeiten ertragreicher zu gestalten. Sie ist eine zeitgemäss Lernmethode für Erwachsene.

Beim Kombi-Unterricht (= KU) geschieht diese Optimierung durch die Kombination von *individuellen Lernphasen* mit selbstständigem Lernen zu Hause (= IU) mit *Sozialphasen*, d. h. Direktunterricht im Kursverbund (= DU). Somit werden die Vorteile beider Unterrichtsarten genutzt und ihre Nachteile durch den Verbund KU = IU + DU neutralisiert.

- *Kursarbeit im Team*: Die Teilnehmer werden in Arbeitsteams eingeteilt. Jedes Team hat entsprechend den gesteckten Zielen zu arbeiten. Gerade weil auf der Arbeit in Gruppen und auf den Interaktionen zwischen den Teams aufgebaut wird, ist es wertvoll, die zu vermittelnden Erkenntnisse damit, und nicht allein in Referatsform zu erarbeiten.

- *Mittel und Medien*: Methodische Hilfen sind Referate mit Diskussionen, Einzel-, Gruppen- und Plenumsgespräche, schriftliche und mündliche Übungen, Gruppenarbeiten mit Fallstudien und Rollenspielen, Besichtigungen und Auswertung derselben, individuelle Lektüre und Studium von Kursunterlagen. Didaktische Mittel sind u. a. Wandtafeln, Flip-Flap-Tafeln, Moltonwände, Diapositive, Tonbildschauen und Filme, Transparente für Hellraumprojektoren.

- *Kurs-Dokumentation*: Selbstverständlich ist, dass den Kursabsolventen fortlaufend ausführliche schriftliche Dokumentationsunterlagen abgegeben werden; diese enthalten auch praxisbezogene Arbeitsunterlagen und Checklisten. Auf allen Kursunterlagen besteht das Copyright der VESKA.

Lehrgangsprogramme: Detaillierte Programme für die einzelnen Lehrgänge werden den Kursteilnehmern jeweils rechtzeitig abgegeben.

Kurskosten mit Zahlungsbedingungen

Kursgebühr

Im Kursgeld eingeschlossen sind Dozentenhonorare und administrativer Aufwand. Vollkurs mit Basisseminar Fr. 4300.– Vollkurs ohne Basisseminar Fr. 3800.– Einzelne Lehrgänge Fr. 590.– für Nichtmitglieder der VESKA erhöhen sich die Beiträge um 10 %.

Lernmittel

In der Kursgebühr nicht eingeschlossen ist die Dokumentation; deren Kosten betragen für

- die einzelnen Lehrgänge je Fr. 80.–
- den Vollkurs Fr. 500.–

Ebenfalls nicht eingeschlossen sind Exkursionen und gesellige Anlässe sowie Unterkunft und Verpflegung.

Anmeldungen

sind erbeten für

- den Vollkurs bis Ende Juli 1983
- die einzelnen Lehrgänge – jeweils 1 Monat vor Beginn an untenstehende Adresse.

(Verlangen Sie die detaillierte Kursausbeschreibung)

Kursdaten

Basisseminar	Persönliche Arbeitstechniken	5. 9.– 9. 9. 83
1. Lehrgang	Krankenhausführung	5. 12.– 9. 12. 83
2. Lehrgang	Volkswirtschaft und Gesundheitswesen Tarif- und Patientenwesen	23. 1.–27. 1. 84
3. Lehrgang	Finanzen	12. 3.–16. 3. 84
4. Lehrgang	Personal, Anlagen und Material	23. 4.–27. 4. 84
5. Lehrgang	Führungslehre	11. 6.–15. 6. 84
6. Lehrgang	Krankenhausdienste	13. 8.–17. 8. 84
7. Lehrgang	Rechtsfragen	1. 10.– 5. 10. 84
8. Lehrgang	Methodenlehre/Spezialprobleme	12. 11.–16. 11. 84

VSA-Heime geniessen dieselben Ermässigungen wie VESKA-Mitglieder

Die nächste Phase zeigte sich nach den Frühjahrsferien. Es war ihnen vorerst wichtig, von ihren neuen Erfahrungen zu erzählen, von denen sie so sehr beeindruckt waren, aber gleichzeitig konnten sie sich kaum mit dem befassen, was die anderen der Gruppe zu erzählen hatten. Dann wurde die Angst vor den Sitzungen deutlich, in denen «nichts läuft», damit meinten sie die Abende, in denen gemeinsame Gespräche im Zentrum standen. In dieser Phase wurden Aussenaktivitäten besonders wichtig, bei denen die Möglichkeit bestand, in kleineren Gruppen spontan miteinander zu reden (so zum Beispiel bei einem Kaffee nach dem Kino, oder beim Warten während eines gemeinsam Mini-Golf-Spieles). Über diese Abende entwickelten sich die Kontakte allmählich persönlicher und entstand langsam eine wirkliche Gruppenzusammengehörigkeit. Bis zu den Sommerferien war der Prozess soweit fortgeschritten, dass die Jugendlichen sich selber als Gruppe verstanden.

Nach den Sommerferien wurden Gespräche über aktuelle Themen, die die Jugendlichen direkt betrafen, wichtiger. Immer häufiger machten jetzt auch sie die Vorschläge zur Gestaltung der Abende. In dieser Phase fanden auch Austritte statt, die meist darauf beruhten, dass einzelne bereits in anderen Gruppen Fuss gefasst hatten (Hobbygruppen, Sportgruppen, Abendkurse) und aus zeitlichen Gründen nicht mehr in unserer Gruppe mitmachen konnten. Es kam aber auch vor, dass ein Jugendlicher austreten wollte, ohne dass er über andere sinnvolle Kontakte verfügt. In diesem Fall bemühten wir uns persönlich um ihn. Oft ergab sich dabei, dass dieser Rückzug im Zusammenhang stand mit einer Enttäuschung, die er in der Gruppe erlebt hatte, meist im Zusammenhang mit einem anderen Gruppenmitglied (zum Beispiel Beziehungsprobleme). Solche Situationen konnten wir in der Regel in Einzel- und Gruppengesprächen lösen.

Ende Herbst war die Situation so weit fortgeschritten, dass die Jugendlichen weitgehend selber die Gruppentreffen gestalteten und die einzelnen vermehrt in der Gruppe aktiv wurden. Für die Gruppe hatten wir als Leiter in dieser Phase zumeist die Funktion, beratend bei der Organisation der Treffen zur Verfügung zu stehen. Daneben wurden wir vermehrt in Anspruch genommen durch Einzelgespräche ausserhalb der Gruppentreffen.

Die letzte Phase war gekennzeichnet durch das bevorstehende Ende, das wir in der letzten Gruppe anfangs des neuen Jahres mit einem Abendessen in einem Restaurant beschlossen. Besondere Bedeutung kam nun der weiterhin bestehenden Möglichkeit zu, dass sich die Jugendlichen auch weiterhin spontan treffen (zum Beispiel im «Treff» oder im Kaffee) und dass sie meine Kollegin des «Vereins Zürcher Jugendhaus» auch weiterhin an ihrem Arbeitsplatz im Treff aufsuchen können.

9. Was haben diese Gruppen gebracht?

Die im 5. Kapitel aufgeführten Zielvorstellungen konnten wir weitgehend erreichen. Auch dann, wenn wir anfänglich aufgrund der Gruppenzusammensetzung zweifelten, ob tatsächlich eine einigermassen stabile Gruppenstruktur erreicht werden könnte, ist es uns gelungen, dass die Teilnehmer mit der Zeit ein Zusammengehörigkeitsgefühl entwickelten und sich als einzelne mitverantwortlich für

die Gruppe fühlten. Das ging einher mit dem wachsenden gegenseitigen Vertrauen.

Sobald die Gruppe sich gefestigt hatte, wurde deutlich, wie sehr diese Jugendlichen nach Kontakten suchen, in denen jeder akzeptiert wird, so wie er ist. Immer wieder zeigte sich, wie schnell bei ihnen Minderwertigkeitsgefühle überhandnehmen und wie sie Kritik sofort verbinden mit persönlicher Ablehnung, mit der sie nicht umgehen können. Es war für uns aufgrund dieser Beobachtungen nicht mehr erstaunlich, dass sie sich nur mit Mühe anderen Gruppen anschliessen können und sich dort oft längere Zeit nicht wohl fühlen. Uns war es stets ein Anliegen, ihnen immer wieder zu verstehen zu geben, dass wir sie mögen, auch dann wenn sie einmal «ausflippen» und dabei die Gruppe stören.

Am wichtigsten aber waren die Erfahrungen, die im Zusammenhang standen mit Schwierigkeiten, die zu Hause oder am Arbeitsplatz aufgetreten waren. Es kostete die Jugendlichen selbst dann grosse Überwindung, darüber zu sprechen, wenn sie meine Kollegin weinend im Treff aufsuchten. Bei einigen spitzte sich die Situation soweit zu, dass mit ihnen und ihren Eltern ausführliche Gespräche notwendig wurden oder Kontakte mit den verantwortlichen Betreuern aufgenommen oder wiederhergestellt werden mussten.

So gelang es uns in einem Fall, eine Jugendliche vor einer Kurzschlussreaktion abzubringen, nachdem sie eine Enttäuschung im Zusammenhang mit der Berufswahl erlebt hatte. Es wurde möglich, ihr eine Lehrstelle zu vermitteln, die ihren Wünschen und Fähigkeiten tatsächlich entspricht. Bei andern mussten Regelungen gefunden werden, um sie vor massiven Einschränkungen und erniedrigenden Beschimpfungen zu Hause zu schützen. In einem Fall führte das zur Suche einer neuen Wohnmöglichkeit.

Neben solchen intensiven Einsätzen, die zeitlich aufwendige Einzelbetreuung notwendig machen, die weitgehend von meiner Kollegin übernommen wurden, gab es andere Probleme, die wir in der Gruppe besprechen konnten. Dazu gehörten Schwierigkeiten am Arbeitsplatz, das Besprechen von Möglichkeiten, wie diesen begegnet werden könne und Hinweise, wohin sich der einzelne wenden kann, falls sich die unbefriedigende Situation weiter zuspitzen sollte. Auch gelang es uns, einzelne dazu zu motivieren, eigene Ideen zu realisieren. Dabei standen wir ihnen, soweit uns das möglich war, mit Rat und Tat unterstützend zur Seite. So formierten sich drei Jugendliche zu einer Gruppe, die in gewissen Abständen für die Besucher des Treffs ein Abendessen kochten. Ein anderer Jugendlicher trat einer Gruppe bei, die regelmäßig Abende im Treff organisiert. Hier hat er zur Zufriedenheit und Freude aller Beteiligten eine Möglichkeit gefunden, bisher nicht erkannte Fähigkeiten zum Zuge kommen zu lassen.

Wir waren ebenso erfreut zu sehen, dass gegen Ende des Jahres andere in – wie es schien guten – Gruppen ausserhalb des Jugendhauses ihren Platz gefunden hatten.

Grosse Enttäuschungen sind uns bisher zum Glück erspart geblieben. Wir sind uns aber wohl bewusst, dass wir auch dagegen nicht gefeit sind.

Betroffen hat uns ganz besonders, dass die weiblichen Jugendlichen offenbar kaum die Möglichkeit haben, sich über ihre, in diesem Alter doch so wichtigen «Frauenprobleme» bei erfahrenen, vertrauensvollen Personen auszusprechen. Gerade in diesem Punkt zeigte sich, wie wichtig es war, dass in der Leitung der Gruppe eine aufgeschlossene Frau war, die für solche Probleme sehr bald zu Rate gezogen wurde.

Zum Abschluss noch einige persönliche Bemerkungen: Oftmals waren die Abende für uns Leiter sehr mühsam und belastend. Aber über grössere Zeiträume gesehen, überwiegen bei dieser Arbeit befriedigende und erfreuliche Momente bei weitem, auch wenn dabei die Betroffenheit über die schwierige Lage, in der sich diese Jugendlichen befinden, weiterhin besteht. Es ist ein tolles Erlebnis, mit Jugendlichen über längere Zeit zusammenzuarbeiten; es setzt allerdings voraus, dass man Verständnis hat für ihre Situation und ihnen nicht als «Besserwisser» begegnet. Dass sie in diesem Fall auch wirklich bereit sind, sich mit «Erwachsenen» auseinanderzusetzen und dort dankbar sind für erfahrene Hilfe, wo sie danach fragten, ist unsere immer wiederkehrende Erfahrung.

Dass derartige Gruppen notwendig sind und einem wirklichen Bedürfnis entsprechen, hoffe ich mit diesem Artikel deutlich gemacht zu haben.

Zusammenfassung

- Jugendliche, die nach Abschluss der obligatorischen Schulzeit nach mehrjährigem Heimaufenthalt aus einem Schulheim austreten, benötigen zumindest im ersten Jahr ihres Lebens ausserhalb sozialer Institutionen besondere Unterstützung und Begleitung.
- Ihre Adoleszenzzeit ist unter den gegebenen Umständen erschwert. Sie leiden in besonderem Masse unter der ständig wiederkehrenden Enttäuschung, dass

ihre Illusionen, die sie während des Heimaufenthaltes entwickelten, sich nicht im gewünschten Umfang realisieren lassen.

- Betreuung und Begleitung dieser Jugendlichen, bevor sie in akute Schwierigkeiten geraten, ist nur dadurch möglich, dass der Berater zu den Jugendlichen hin geht und sie dort aufsucht, wo sie sich gewöhnlich aufhalten. Selbst wenn sie in akuten Schwierigkeiten stecken, sind diese Jugendlichen meist nicht bereit, Berater in einem Büro aufzusuchen.
- Um das Vertrauen der Jugendlichen zu finden, ist ein offener, menschlicher Umgang mit ihnen in einer Umgebung, die ihnen entspricht, Voraussetzung. Der Berater muss fähig sein, sich in die problematische Situation des Jugendlichen hineinzuversetzen und ihm als erfahrener und verständnisvoller Freund zu begegnen, ohne die bestehenden Unterschiede zwischen ihm und dem Jugendlichen zu vertuschen.
- Die Ablösung sowohl von der Heimvergangenheit als auch von der Familie ist ein langsamer Prozess, der viel Zeit beansprucht und viel Geduld des Beraters erfordert.

Literaturverzeichnis

- Blos, P.: *Adoleszenz. Eine psychoanalytische Interpretation.* Stuttgart: Klett, 1973.
- Freud, A.: *Das Ich und die Abwehrmechanismen.* (12. Aufl.) München: Kindler, 1980.
- Mahler, M., Pine, F. und Bergman, A.: *Die psychische Geburt des Menschen. Symbiose und Individuation.* Frankfurt a.M.: Fischer, 1980.
- Stierlin, H.: *Eltern und Kinder im Prozess der Ablösung. Familienprobleme in der Pubertät.* Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1975.
- Stierlin, H.: *Delegation und Familie.* Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1978.
- Winnicott, D.W.: *Reifungsprozess und fördernde Umwelt.* München: Kindler, 1974.

Steigerung der Lebensqualität im Heim – aber wie?

Bernische Schule für Aktivierungstherapie in Bärau

Der Bernische Grosse Rat hat an seiner Sitzung vom 22. Februar 1983 entschieden, einen dritten Kurs und weitere Kurse in Aktivierungstherapie durchzuführen. Damit wird die Ausbildung und der Beruf des Aktivierungstherapeuten im Fürsorgewesen des Kantons Bern fest verankert. Dieser Entscheid beendet eine lange Zeit der Unsicherheit und Provisorien. Denn schon 1974 ergab eine Umfrage bei bernischen Heimen und Kliniken, dass ein Bedürfnis nach

ausgebildetem Fachpersonal besteht, das Chronischkranke – besonders auch Schwerstbehinderte – aktivierend betreut. Seit diesem Zeitpunkt befasst sich eine Arbeitsgruppe mit der Realisierung und Begleitung einer Ausbildung für Aktivierungstherapeuten im Kanton Bern. Im Herbst 1979 war es erstmals möglich, einen Sonderkurs für Aktivierungstherapeuten durchzuführen, den im Herbst 1981 16 Schüler mit Erfolg abschlossen. Im Frühjahr 1982